

Die Zeitungszeitung

Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

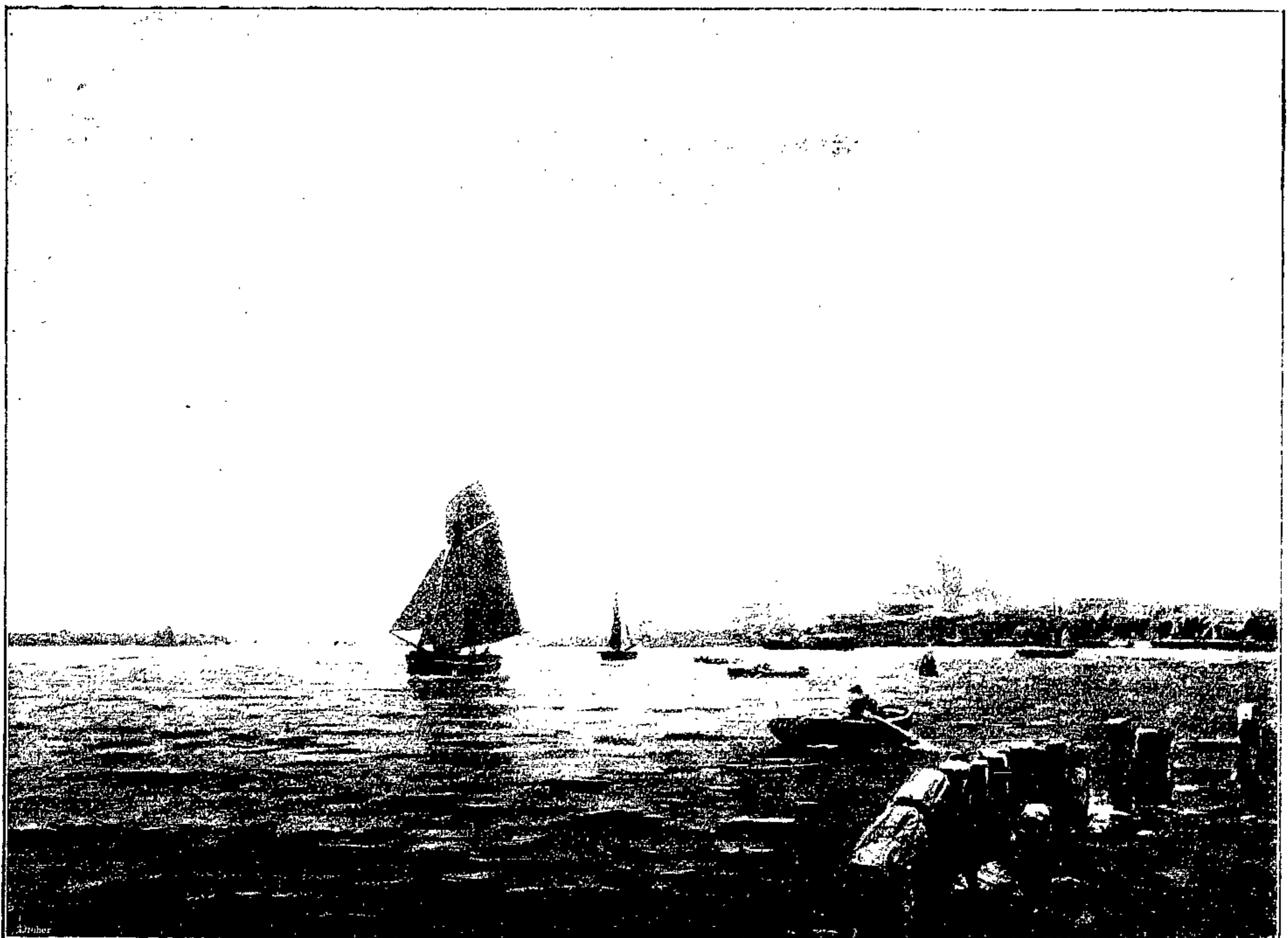
Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

In Fauch hob der Widerstreit zweier Gewalten an. Da war der Eigensinn, der wilde Wille, dem er zeitlebens nie Ketten angelegt, und daneben etwas anderes, das ganz neu war,

sich im Stuhl vor und zurück, und die Pfeife erlosch ihm. Das, was in ihm vorging, machte ihm grümmig zu schaffen. Den schweren und schwerfälligen Mann hatte noch nie ein inneres Wühlen

Stube liegenden stammer. Er zog die Schuhe aus wie immer, trug sie in die Küche, und in den Flur zurückkommend, stand er still und lauschte. Es rührte sich nichts im Hause. Da



Im Hafen. Nach dem Gemälde von Eugène Dücker.

etwas wie Mitleid mit dem Buben oder — das mochte, weiß wer, erraten, was auf einmal wider den Eigensinn aufstand. Die zwei Gewalten rangen gleichsam miteinander Brust an Brust, keine wich, gleich stark standen sie gegeneinander auf. Fauch's dunkle Stirn rötete sich, er bog

auch äußerlich so sonderbar unruhig gemacht. Die Lampenflamme schwelte schon und drohte zu erlöschen, und das Gantieren der Katharina in der Küche hatte geraume Weile schon aufgehört, als er sich erhob. Er löschte das rauchende Licht, aber er ging nicht in seine neben der

flieg er barfuß über die Dachbodentreppe hinauf, merkte nicht, daß die Tür an der Kammer der Katharina noch offen stand, und schließlich so geräuschlos, als er es vermochte, vor die kleine Stube des Knaben. Da lauschte er wieder. Dann öffnete er die Tür und blickte hinein.

Die Katharina trat drüben halb angezogen auf ihre Schwelle. Sie hatte ihn gehört, wie er sich heraufgetastet hatte. Jetzt sah sie ihn deutlich im Rahmen von Stains Tür stehen. Ein leise, graue Felle war in der Kammern. Das Herz klopfte ihr. Was wollte er, der Meister? Er würde doch nicht - trug er dem Buben etwas nach wegen des Streites, den er gehabt?

Fausch spähte nach dem Bette des Knaben. Dann atmete er tief auf. Jener schlief. Er, Fausch, hatte gemeint - er flehne noch, der Kain. Darum war er gekommen. Jetzt zog er die Tür behutsam wieder zu.

Die Katharina trat unwillkürlich in ihre Kammer zurück und verbarg sich. Sie hörte Fausch vorübergehen und, mit Bedacht seine Schritte dämpfend, wieder die Treppe hinuntersteigen. Er ging in die Wohnstube, und nachher vernahm sie deutlich, wie er sich in die Nebenkammer begab. Das Herzklopfen, das ihr den Atem hatte nehmen wollen, ließ nach. Aber sie lag lange wach, wundernd, was er hatte wollen, der Schmied. —

Die Katharina konnte sich noch lange wundern. Fausch verriet durch kein Wort, was er an jenem Abend bei dem Knaben gesucht hatte. Er zeigte auch in seinem ganzen Gebaren keinerlei Veränderung, war verschlossen und mürrisch wie immer und schien anfänglich vergessen zu haben, daß er dem Buben halb und halb seinen Schutz gegen die Spottlust der Walthheimer zugesagt hatte. Dennoch stritten die zwei Mächte noch immer in ihm, und keine wurde Meister, weil immer beide gleich stark waren. Eines Tages aber, und bald nachher zum zweiten- und drittemal, erlebten die Walthheimer die Ueberrohung, daß Stephan Fausch, der Schmied, am helllichten Werktag und mitten in der Arbeitszeit in der Hauptstraße des Dorfes auftauchte, im Schutzfell, barhaupt, ruhig und dunkel wie immer, daß jedes sah, wie er gleich vom Amboss hergelaufen war. Er machte ein unfreundliches Gesicht, so daß den ihm Begegnenden die Lust verging, ihn anzureden. Es war um die Vormittagszeit, da zu Walthheim die Schule ausging. Er schritt an dem großen, mitten im Dorf auf einem freien Platz gelegenen Schulhaus vorüber, als ob sein Weg ihn weiter führte, aber in einer Seitengasse oder hinter einem Hause in der Nähe blieb er stehen und wartete, die nackten Arme übereinander geschlagen.

„Was er tue?“ fragte ein Bekannter.

„Warten, wenn es Dich wundert,“ gab er zurück.

Als dann aus dem Schulhause jäh der Strom der Kinder hervorbrach, spähte er nach Kain und folgte ihm, als er ihn entdeckt hatte, mit dem Blicke eine Weile, bis er ihn aus dem Dorfe hinaus und nach dem Walde schreiten sah, der die Schmiede vom Dorf trennte. Dann trat er wohl in eine der Schenken, an denen Walthheim, wie jedes Dorf, nicht arm ist, nahm einen Frühshoppen, stand auch hier nicht Rede, was ihn hergebracht hatte, und trollte sich wieder heim, mürrisch, wie er gekommen war.

„Er lauert seinem Buben auf,“ redeten die Walthheimer und meinten, das Richtige herausgeklügelt zu haben. „Gerade gut wird der es auch nicht haben daheim bei dem hartborstigen Kerl, dem Fausch.“

Als der Schmied zum drittenmal Wache stand, merkten die Walthheimer, daß sie unrecht gehandelt hatten. Diesmal war er unbeachtet ins Dorf gekommen, irgendwo außen herum, und hatte sich in einen schmalen Häuserzwischenraum, der keine Gasse war, gerade gegenüber dem Schulhause aufgestellt. Als es elf Uhr geschlagen hatte, brach wie immer im Schulhause der große Lärm los, die Tür flog auf und die Kinder fuhren heraus. Die Kleinsten und Wildesten kamen zuerst. Die Älteren, zu denen Kain gehörte, traten gemüthlicher und langsamer,

mit einer Art Würde aus dem Hause, Mädchen und Buben. Kain Fausch kam wie immer allein. Daran, daß er immer einzeln und wie von den andern gemieden ging, hätte der Schmied schon lange merken können, daß etwas zwischen den Kindern nicht richtig war. Heute war jener einer der ersten unter den größeren Schülern, die ins Freie traten. Langsam schritt er auf den freien Platz heraus, schlank und sauber, seine Wücher trug er längst nicht mehr in der Strohtasche, sondern unterm Arm. Der Kopf saß ihm leicht in den Rücken zurückgebogen, frei, vielleicht hob er ihn unwillkürlich höher, seit er wußte, daß Nebelwolken hier im Dorf ihm nachgaffte. Aus dem sich zerteilenden Haufen der kleineren Kinder folgten ihm einige mit den Blicken. Dicht vor dem Schmied standen zwei kleine Knirpse. Sie mochten seit kurzem erst in die Schule gehen. „Weißt, wie der dort heißt?“ fragte der eine, der noch kaum erst deutlich zu sprechen vermochte, den Kameraden geheimnisvoll und nach Kinderart wichtig tuend. Dann nannten sie den Namen „Kain“ und ficherten und sahen dem langsam davongehenden Schmiedsbuben nach, wußten dabei nicht, was der Name bedeutete, lachten nur über seine Sonderbarkeit. Inzwischen waren auch Stains Kameraden auf den Platz getreten, große, starke Pursesen. Sie hielten die Köpfe zusammengeklebt, als ob sie einen Streich planten. Zwei traten vor und sahen hinter Kain her, der jetzt die Dorfstraße hinunterschritt.

„Da läuft er schon wieder“, schrie der eine von diesen, der Sternwirtsbub, ein fünfzehnjähriger, grobaliedriger und großgewachsener Bengel, zu den andern zurück.

„Allweil läuft er davon, der Feigling,“ tönte es von denen. Da schrie der vom Sternwirt, der Dölfi, die Straße hinab: „Kain.“ Er gab dem Namen einen schrillen, häßlichen Klang.

„Laß ihn doch,“ mahnte einer der Hintenstehenden.

„Nah, wegen dem,“ prahlte der Dölfi, „einem Unehrlichen, wie der ist!“ Und zum zweiten Male schrie er spottend und schrill: „Kain.“ Blöplich sah er die andern vor etwas zurückweichen, das vor seinen Augen wie ein großer schwarzer Schatten war. Er hatte nicht Zeit zu erkennen, was es war; denn es packte ihn einer vor die Brust an den Kleidern und hob ihn, schwer wie er war, hoch und schüttelte ihn in der Luft, daß Hemd und Weste und Rock zerrissen. Dann ließ der Mensch ihn nieder, packte ihn am Stragen, hielt ihn mit der einen Hand wie in einer Klammer und hieb ihn, den langen, großen Pursesen, wie man die kleinen Kinder haut, hieb, daß die Leute zusammenliefen ob seines Geschreies und zwei, drei Stimmen riefen: „Laß ihn, Fausch! Wollt Ihr ihn totschlagen?“ Einige Männer fielen dem Schmied in den Arm. Der ließ den Dölfi endlich los und schüttelte die Hände der Abwehrenden ab. Sein dunkles Gesicht sah grau aus. An der furchigen Stirn war eine feilbild geschwollene Ader zu sehen.

„So,“ sagte er aufschneufend, „wenn es wieder einmal einen gelüftet, so braucht er ihn nur zu höhnen, den Bub,“ sprach, warf die Fäuste in die Taschen und ging mit vorgebeugtem Kopf wie ein ziehender Stier davon. „Gleichviel, ob halb oder ganz erwachsen,“ knurrte er noch zurück.

Von denen, die ihn nachsahen, und den andern, die den vor Schmerz und Wut am Boden sich wälzenden Dölfi umstanden, gelüftete es keinen Just, ihm unter die Fäuste zu geraten.

*

Nach diesem Tage hatten die Walthheimer wieder zu lästern.

„Seinen Buben will er nicht ausgespottet haben, der Schmied. Warum hat er ihm denn den Namen gegeben!“

Der Sternwirt tat, als ob er den Schmied verklagen wollte; am Ende, als er merkte, daß sein eigener Bengel nicht ohne Schuld an den empfangenen Schlägen war, unterließ er es. Aber die Walthheimer klatschten weiter, taten es nur leise und vorsichtig, denn es waren wenige unter ihnen, die Stephan Fausch nicht fürchteten. Auch diejenigen, die den Schmiedsbuben neckten oder verspotteten oder über ihn sprachen, wie die Leute immer über etwas zu reden haben müssen, wurden vorsichtig, spotteten und redeten heimlich aber um so mehr. Denn Kain Fausch konnte seine Namen nicht ablegen und den Makel seiner Geburt nicht abwaschen. Der wurde stiller und verschlossener. Er lagte daheim nicht wieder, aber wenn einer ein scharfes Auge hatte, so konnte er sehen, daß etwas auf ihm lastete. Er erkannte allmählich, daß die Leute eine Art Necht zu höhnen hatten. Das machte ihn erst recht feinhörig und ließ ihn merken, wie mit Blicken, Worten und Gebärden da und dort man sich mit ihm beschäftigte, wenn er sich sehen ließ. Das gab ihm einen frühen Ernst und eine Art Scheu vor den Menschen. Aber er war innerlich gesund und stark. Vielleicht hatte daran die Katharina ein Verdienst, die ihn in seinem Neuzern immer so sauber und fein gehalten und ihn damit, ohne es zu merken, auch eine Art innere Reinheit und Vornehmheit anerkennen hatte. Er verfiel daher, indem er sich selber einsam machte, nicht wie es nahegelegen hätte, auf Berstimmungen übler oder doch leichtfertiger Art, um sich dafür zu entschädigen, daß er vor den Menschen nicht voll galt, sondern lernte die Arbeit lieb haben, zunächst die, die er hinter seinen Schulbüchern suchte, dann aber auch diejenige, die er in des Vaters Werkstatt fand. Stephan Fausch zog ihn in seine Mußestunden zur Arbeit mit heran, und Kain fand Gefallen an der Tätigkeit, die ihn körperlich ermüdete, wie an der anderen, die seinen Geist beschäftigte, und empfand den Uebergang von der einen zur anderen als Erholung, nicht als Anstrengung. Eigen blieb ihm nur, daß er die Spuren der Schmiedearbeit nicht länger an sich duldete, als er in der Werkstatt sich aufhielt. Er kleidete sich nachher umwusch und pflegte sich, so daß ihm immer noch auch in seinem Neuzern jene eigene Seiterkeit verblieb, die in so großem Gegensatz zu der ruhigen und dunkeln Erscheinung seines Vaterstand. Diesem schien gerade diese Eigenheit des Knaben zu gefallen, und ohne daß er es wußte, wuchs seine Anteilnahme an Kain, wuchs vielleicht aus dem Bewußtsein heraus, daß er dem schuldlosen Menschen eine Schmach angetan, die dieser kaum je werde abzuschütteln vermögen. Als aber Stephan Fausch eines Tages inward, daß in ihm selber sich etwas für Kain zu regen begann, was er seit dem Tage nicht mehr empfunden hatte, da er noch um der Maria willen stundenweit gelaufen, lachte er mitten in der Arbeit, während der ihm der Gedanke kam, rauh auf. Er lachte sich selber aus: „Narr, das ist ja nicht möglich. Kein Blut von dir ist in dem Buben. Ins Nest gelegt haben sie die den!“ Er zeigte an diesem Tage Kain gegen über eine größere Unduldsamkeit und Mürrischkeit als gewöhnlich; manchmal stand er wie Haß in seinem Gesicht, wenn er ihn ansah. Aber der Haß war nicht echt. Er redete sich zu. „Wider die Natur geht es, daß du an den Buben Gefallen hast! Aus dem Hause hättest ihn geben sollen, das Schandenkind!“ Dann jedoch kam die andere Gewalt wieder dagegen auf, die Gedanken: „Was kann der Bub dafür? Gebrandmarkt hast ihn, und er hat es nicht verdient!“ Und das Wohlgefallen an Kain ward da, mochte er es sich ausreden, so viel er wollte. Der innere Widerstreit, den Stephan Fausch mit sich herumtrug, wurde mächtiger.

Die Zeit ging und kam darob. Ein Jahr reichte sich zu ändern und wieder eines reichte sich

an dieses. Daß Kain vor den Leuten noch immer nicht Ruhe hatte, erkannte Fauch so gut wie einer. Neuer hatte jetzt die Sekundarische zu Wallbeim hinter sich und stand in des Vaters Lehre. So war er der Hef- und Spottlust der Schulkameraden entrückt, aber der Schmeichelei doch, wie ihm die Schmach anhing. Er bemerkte die Blicke, die manche Stunden der Schmiede einander zuwarfen, wenn Kain in der Nähe oder von ihm die Rede war, sah die Blicke, die dem Vuben folgten, wenn er mit ihm je da oder dort sich zeigte, sah, wie die Leute sich anstießen, und hörte das Gerede hier: „Kain heißt er, ist das nicht ein närrischer Name für einen Menschen?“ und das Gerede dort: „Weißt, warum er Kain heißt, der Vub?“ Sie hing ihm an, die Schmach, sah Stephan Fauch, und es nützte ihm nicht, daß er jetzt zu ihm stand, daß er drohte oder zuschlug, wenn er einen der Vuben lästern hörte. Das tausendzählige Gesicht, die Lasterfucht schlug er nicht tot. Allmählich, allmählich Jahre hatte es dazu gebraucht begann aber dem Schmied selber weh zu tun, was dem Vuben Leids geschah. Sein Blick ruhte häufiger und häufiger auf der Gestalt und dem Gesicht Kains, und neue Gedanken kamen ihm dabei: Sah er nicht der Maria ähnlich, wie sie damals gewesen war, damals, als er noch stundenweit um ihretwillen gelaufen war? Herrgott, hatte er an dem Mädchen gehangen! Leibhaftig wie die Maria war er, der Kain!

Stephan verriet nichts von dem, was in ihm war. In seiner rauhen Art änderte sich nichts, sie war ihm zur zweiten Natur geworden. Aber es erwachte etwas in dem festtamen und verschlossenen Menschen, was wie eine Flamme war, und es war die Liebe zu seinem toten Weibe, die Liebe, wie er sie für die Maria gehabt hatte, als er noch um sie warb. Aber die Liebe galt nicht der Toten, sondern mochte er es selber nicht wissen — er begann sein Weib in dem Vuben zu lieben, dem Schandzeichen in seinem Hause, dem Kain.

Vor der Türe der Schmiede hielt das Gefährt Moritz Hallheimers, des Händlers. Noch immer ließ er es sich nicht nehmen, zu halten, wenn er des Weges fuhr, und noch immer hielt er große Stücke auf Stephan Fauch, weil er ein tüchtiger Arbeiter und ein wunderlicher Mensch war. Das Gefährt und das Weib davor wie Hallheimer selber trugen die Spuren einer weiten Reise. Der Händler hatte Fauch begrüßt, der mit Kain arbeitend in der Werkstatt stand, lehnte am ruhigen Türpfosten und folgte mit den Augen den Bewegungen der beiden Schmiede. Fauchs Arbeiten war wie das schwere Niederdrücken eines Gewichtes, das Kains wie das Schnellen einer Feder. Zwischen das Hämmern hinein ging ihre Unterhaltung, und manchmal mußten sie fast schreien, damit die Stimme das Klängen des Metalls übertönte.

„Ein Geschäft wüßte ich für Euch, Fauch,“ sagte Hallheimer jetzt.

„So?“ entgegnete dieser trocken und schien kaum hinzuhören.

Der Händler lachte. „Freilich, Ihr seid hier angewachsen, und es ist Euch wohl. Ihr denkt nicht ans Weggehen. Ihr schlagt Eure Sparbaben redlich heraus.“ (Fortsetzung folgt.)

Schmetterlinge.

Von E. Pold.

Es gibt wohl keine Abteilung des Tierreichs, die eine so große Zahl von Freunden und Sammlern gewonnen hat, wie die der Schmetterlinge. Aber auch wenige Tiere werden ohne Not so zwecklos verfolgt und mißhandelt,

wie die Lanten Falter. Wer wirkliche Neigung empfindet, sich näher mit den Schmetterlingen zu beschäftigen, der wird sich daher in erster Linie eine sachgemäße Ausrüstung verschaffen. Zum allbekanntesten Gangnetz mit dem langen Stiel gehören geeignete Gefäße zur Aufnahme der Netze. Man hat die Wahl zwischen Zigarrenkästen, Botanikerbüchsen oder anderen geräumigen Behältern. Der Boden muß mit Storkplatten belegt sein, damit die erbeuteten Falter mit Hilfe von Insektennadeln leicht und sicher festgesteckt werden können, natürlich so, daß keiner den anderen berührt. Kein Verständiger und Mitleidiger aber wird einen lebenden Falter

Schirmt den Wald.

Schirmt den trauten, grünen Wald
Mit den lust'gen Tempelhallen,
Wo der Vögel Lied erschallt
Und zum Trost Betrübte wallen;
Wo dem Stammen selbst die Lust
Bringet Ton und Sprache wieder
Und voll Glück aus seiner Brust
Sprudelt hell ein Quell der Lieder.
Schirmt den Wald, den Liederquell!
Schirmt den Wald!

Schützt den Wald, den Segensort,
Vor dem heutig'gen Golde,
Schleppt ihn feller Bucher fort,
Stirbt die Fruchtbarkeit, die holde;
Und wo einst der Himmel goß
Segen reichlich aus der Wolke,
Und wo Brot und Blume sproß,
Droht die Wüste nun dem Volke.
Schützt den Wald, den Quellenhort!
Schützt den Wald!

Pflegt den Wald! Er wird noch leihn
Eures Enkeln Kraft und Stärke,
Und es wird die Zukunft sein
Eures Volkes voll guter Werke.
Jedem Volk, das einst am Wald
Sich vergangen und versündigt,
Hat in Flut und Dürre bald
Die Natur den Fall verkündigt.
Pflegt den Wald, den Zukunftschrein!
Pflegt den Wald!

Pflegt und schützt und schirmt den Wald,
Daß er ewig froh gedeihe,
Und mit liebender Gewalt
Sich dem Volk als Heiland weise.
Menschenlust und Menschenschmerz
Flohen stets in seine Hallen,
Und so mög' das letzte Herz
Auch im Wald zur Ruhe wallen.
Pflegt und schützt und schirmt den Wald!
Schirmt den Wald!

Robert Selbet.

spießen, sondern die Tiere stets vorher auf möglichst milde Art zu töten suchen. Zu diesem Zwecke führt man einige weitmündige, gut verschließbare Glasbüchsen mit sich. Eine kleinere, auf deren Boden ein mit Aether getränkter Wattebausch liegt, dient zur Tötung kleinerer Schmetterlinge. Für größere Falter wird gewöhnlich eine geräumigere Glasbüchse benutzt, in deren Boden Cyanalium eingegipft ist (die Naturalienhändler pflegen sie vorrätig zu haben). Die in dieses Glas gesteckten Falter werden durch die aus dem Gifte aufsteigenden Dämpfe rasch betäubt und getötet. Man darf behaupten, daß bei der Anwendung dieser Methoden die Tiere vor dem Eintritt des Todes in eine vollkommen schmerzlose Betäubung verfallen, so daß jede Qualerei, mindestens jede Empfindung einer solchen, ausgeschlossen bleibt.

Die tadellosesten Stücke für eine Sammlung erbält man nicht durch den Fang, der nur zu leicht Spuren hinterläßt, sondern durch die Aufzucht aus Raupen, zu deren Vergung man verschiedene Schachteln mit sich führt. Man wird dabei die Futterpflanze zu beachten haben und nur solche Raupen mitnehmen dürfen, bei denen man sicher ist, die Futterpflanze, auf denen man sie fand, in genügender Menge für die Verpuppung verschaffen zu können. Denn die meisten Raupen ziehen ganz bestimmte Pflanzen oder Gruppen von Pflanzen vor und verachten andere. Darüber muß man sich unterwegs Notizen machen, wie überhaupt das Notizbuch die unentbehrliche Ergänzung jeder Ausrüstung darstellt. Die genaue Aufzeichnung jeder Beobachtung ist nicht nur dem Sammler von Nutzen, sondern kann unter Umständen wissenschaftlichen Wert erlangen.

Auch zu Hause kann übrigens der Fang von Schmetterlingen betrieben werden, und zwar dient diesem Zwecke in erster Linie die sogenannte Apfelschnur, die man vor das Fenster oder in den Garten hängt. Sie besteht aus frischen Apfelschnitten, die in Abständen auf eine Schnur gereiht werden. Die Schmetterlinge, besonders viele Nachtfalter, haben eine sehr feine „Nase“ dafür und finden sich oft zahlreich ein.

Das Heer der Schmetterlinge ist überaus groß. Auch wenn man von den Kleinmutterlingen absieht, zu denen unsere von Amateuren gewöhnlich unberücksichtigten Motten gehören, hat es der Schmetterlingsforscher in Deutschland mit Hunderten von Arten zu tun. Eine Anzahl davon kennt auch der Laie. In erster Linie jene Falter, die, von der Frühlingsform aus langer Winterstarre geweckt, die ersten bunten Farben in die noch kalte Natur tragen. Vor allem den schön gelben Zitronenfalter und den kleinen Fuchs oder Kesselfalter, mit den oben gelbroten, schwarzgesteckten Flügeln, deren ausgezackter Rand ein dunkles Band mit kleinen blauen Mondflecken säumt. Auch der Distelfalter mit seinen hübsch rot, schwarz und weiß gezeichneten Flügeln gehört hierher. Einen besonderen Ruf hat dieser Falter als Kosmopolit; er ist über die ganze Erde verbreitet und hat keine Ausrottung zu befürchten. Ganz allgemein bekannt, aber keine besondere Schönheit, ist der überall verbreitete *Spottweißling*, dessen Raupen gefährlichste Schädlinge des Obstes sind. Noch ganz anders freilich greift, wenn wir schon einmal von Schmetterlingen sprechen, die *Ronne* in die Interessen des Menschen ein.

Waren die bisher erwähnten Arten Vertreter der großen Abteilung der *Tafelfalter*, leicht an ihrer Lichtfreundlichkeit und daran zu erkennen, daß sie in der Abendlage die Flügel nach aufwärts zusammenklappen, so haben wir es in der *Ronne* mit einer Angehörigen der zweiten großen Abteilung der *Großschmetterlinge* zu tun, nämlich mit einem *Nachtfalter*. Diese Schmetterlinge fliegen meistens erst in der Dämmerung, sind düsterer gefärbt und in der Abendlage bleiben die Flügel flach dachartig ausgebreitet. Die *Ronne*, an den weißlichen Flügeln mit schwarzer Fitzackbinde kenntlich, bekommt man in Großstädten, in deren Nähe Nadelwälder liegen, leicht an warmen Sommerabenden zu Gesicht, denn sie pflegt dann, vom Lichte angezogen, oft zu Hunderten die elektrischen Vogenlampen zu umschwärmen. Ihrer dunklen behaarten Raupe, die bei massenhaftem Auftreten durch Abstreifen der Nadeln und dadurch bewirktes Absterben der Nadeln ganze Nadelwälder zu verwüsten vermag, sucht man durch die Pechringe zu begegnen, die, mehr nützlich als schön, in vielen Wäldern an jedem Nadelbaum angebracht sind. Manchem Wanderer dürften im Sommer Nadelwälder aufgefallen sein, die mehr oder weniger kahlgelassen sind. Diese Schäden verschulden



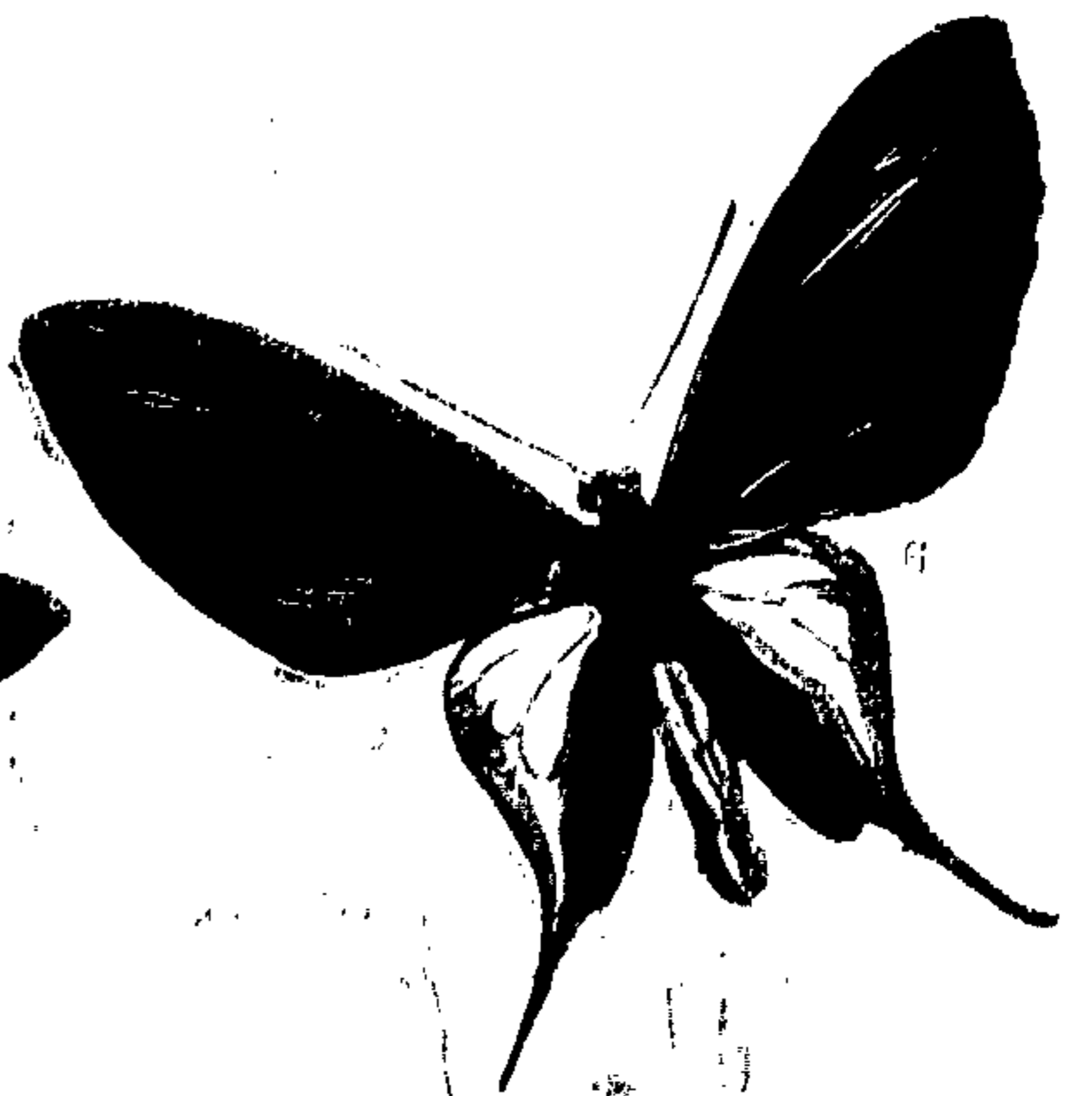
die Raupen des Pappelspinner oder Atlasvogels, welcher im übrigen, wie der zweite Name andeutet, durch seine glänzend weiße Färbung ein schöner Falter ist. Ebenfalls ein Nachtfalter, aber durch seine Nüchternheit für den Menschen sonst das gerade Gegenteil von der Nonne, ist der Maulbeerspinner, dessen Raupen die Seide liefern. Da wir gerade bei den Nachtfaltern sind, müssen wir den bekanten Totenkopf erwähnen, einen unserer größten Falter, dessen Namen, den er von einer Zeichnung auf dem Rücken führt, mit seiner Harmlosigkeit kontrastiert. Das Tier bildet die Zehnjucht jedes angehenden Schmetterlingskenners, dem es aber nur selten gelingt, die große Raupe auf einem Kartoffelfelde zu erwischen. Wenn er besonders Glück hat, so schwirrt ihm einer der meist aus dem Süden herüberstreichenden Falter an einem heißen Juliabende durch das offene Feld gegen die Lampenlocke. Nicht minder stattlich ist der Windenschwärmer, dessen Raupe auf der Ackerwinde lebt, und nur wenig kleiner der verbreitete Lignierschwärmer, dessen Raupe auf Lignier- und Hollundersträucher gefunden wird. Eine lebhaft gezeichnete Raupe, die man auf Wolfsmilch vom Juli bis September nicht gerade selten antrifft, hat der bekannte Wolfsmilchschwärmer. Der größte europäische Nachtfalter, der bis zu 16 Zentimeter klastert, das große Nacht-pfauenauge, kommt in Süddeutschland und

Frankreich vor, verirrt sich aber kaum nach dem nördlichen Deutschland. — Wir kehren wieder zu den Tagfaltern zurück. Ist ihre Zahl auch erheblich geringer, als die der anderen Abteilung, so sind sie es doch in erster Linie, die unsere Aufmerksamkeit fesseln, wenn sie von Blüte zu Blüte flattern. Den Schwalschwanz kennt alle Welt; begehrter, aber im Flachlande seltener ist der

ähnliche, noch schöner gezeichnete Segelfalter, den noch längere „Nacktschöbe“ zieren. Ueberhaupt hat das Bergland manchen schönen Falter vor der Ebene voraus, wie z. B. die verschiedenen Apollofalter. In der Ebene pflegen Gegenden bevorzugt zu sein, in denen verschiedene Waldgattungen mit guten Wiesen und Ackerfeldern abwechseln. Auf blumigen Wiesen schwirrt zur Sommerzeit das Heer der kleinen Mänlinge, die an Zierlichkeit der Formen und Zeichnungen ersehen, was ihnen an Größe abgeht. Sie sind artenreich und schwieriger zu unterscheiden, als ihre großen Brüder, von denen man z. B. den Trauermantel, der schon im ersten Frühjahr in Gesellschaft des Zitronenfalters auftaucht, leicht von weitem erkennt. Er ist in dieselbe Gattung zu zählen, wie der schon erwähnte kleine Fuchs und auch der große Fuchs und das sehr kenntliche Tagpfauenauge gehören hierher. An den rotgelben, reichlich mit schwarzen Flecken gezeichneten Flügeln erkennt man die Perlmuttfalter. Die meisten Tagfalter lieben die Blumen, aber nicht alle tun dies. Der schöne große Schillerfalter und der Eisvogel oder Pappelfalter, beides Zierden unserer Schmetterlingswelt, trifft man fast nur hoch über leuchten Waldwegen der Laubwälder herumsegelnd.

Nicht alle Nachtschmetterlinge, die wegen ihres Körperbaues zu diesen gezählt werden, meiden das Tageslicht. Hier sind die sogenannten Widderchen zu erwähnen, sehr lebhaft rot, schwarzblau und stahlgrün gefärbte kleine Schmetterlinge, die man im Sommer in Menge auf jeder blumigen Wiese, auf Disteln, Skabiosen, Gräsern usw. antrefft. Außer an der lebhaften Färbung erkennt man sie an der Tragheit ihrer Bewegungen; sie fliegen bei der Annäherung nicht fort und lassen sich meist leicht ergreifen. Bilden diese Widderchen schon Erscheinungen, die auffällig von der Form und dem Gebahren der Tagfalter abweichen, so gilt das noch mehr von den sogenannten Glasfliegern. Diese kleinen Falter haben zum Teil glasbell durchsichtige Flügel, was ihnen im Verein mit dem gelben, schwarzgeringelten Leibe (z. B. beim Wienenschwärmer) ein bienen- oder wespenartiges Aussehen gibt. Solche „Nachahmungs“-Erscheinungen (Mimicry) sind bekanntlich im Tierreich sehr verbreitet, ohne daß es gelungen wäre, für alle Fälle befriedigende Annahmen für den Wert dieser Vorkommnisse zu finden. Möglicherweise sind die Wienenschwärmer durch ihre Färbung vor solchen Feinden geschützt, die den Stachel der Bienen und Wespen fürchten.

Obwohl die Schmetterlinge eine der am schärfsten abgegrenzten Abteilungen der Insektenwelt bilden, so zeigen sie dennoch, von den großen Tagfaltern herab bis zur Kleidermotte sehr mannigfaltige Formen. Was sie eint, ist



der Besitz des sogenannten Saugrüssels oder der Röllzunge, die aus dem eigenartig verlängerten, unfederartig einrollbaren Unterkiefer besteht und nur selten fehlt. Vielleicht noch größer, als die Verschiedenartigkeit der Falter, ist die ihrer Raupen. Es gibt einfarbige und sehr bunte, unscheinbare und auffällige bis geradezu groteske, nackte und pelzartig behaarte, um nur einige der Verschiedenheiten anzudeuten. Während manche Raupen nur die Blätter einer bestimmten Pflanze fressen (z. B. nur Nieferradeln) und lieber verhungern, ehe sie etwas anderes annehmen, sind andere Raupen weniger wählerisch und ihre Speisearte gestattet ihnen eine gewisse Auswahl, die es dem Sammler erleichtert, sie bis zur Verpuppung aufzuziehen. Allerhand Schuttmittel befähigen die Raupen, sich vor Feinden zu retten. Manche lassen sich herabfallen, andere strecken sich gerade aus und leben dann wie ein vertrocknetes Zweiglein aus (Spannerraupen), wieder andere nehmen vor dem Feinde eine sogenannte Schreck- oder Drohhaltung ein, wobei sie hornartige Gebilde vorstrecken, unangenehme Gerüche absondern, überhaupt sich auf verschiedene Weise unbeliebt zu machen suchen. Am wirksamsten geschützt sind vielleicht die stark behaarten Raupen, z. B. die der „Wären“. Nur der Stachel mit seinem vorzüglichen Raupenmagazn lehrt sich an den Pelz wenig; in seinem Magen werden gerade stark-behaarte Raupen, die kein anderer Vogel frisst, gefunden. Verächtlich sind die behaarten Raupen der Prozessions Spinner, die sich eigenartigerweise jeden Abend in bestimmter Marschordnung, wobei die „Prozession“ immer von einer Raupe eröffnet wird, zum Fraß auf die Nichte begeben, tagsüber aber am Stamm des Baumes ruhen. Die sehr brüchigen Haare sind mit Widerhäkchen versehen und entspringen aus je einer winzigen Giftdrüse. Wo sie sich in die Haut bohren, können sie gefährliche Entzündungen hervorrufen. Zum Glück sind die Raupen nicht häufig anzutreffen.

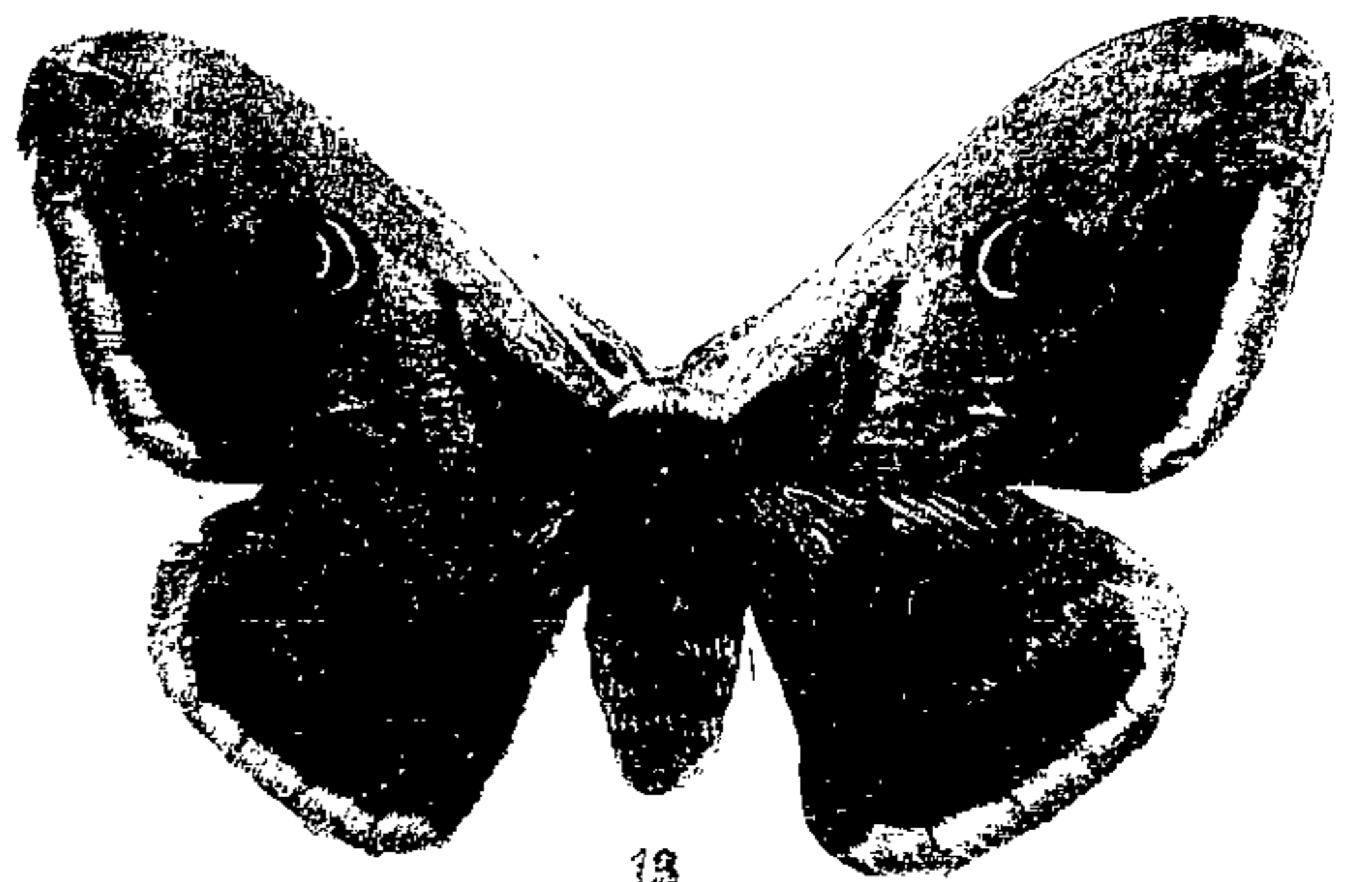
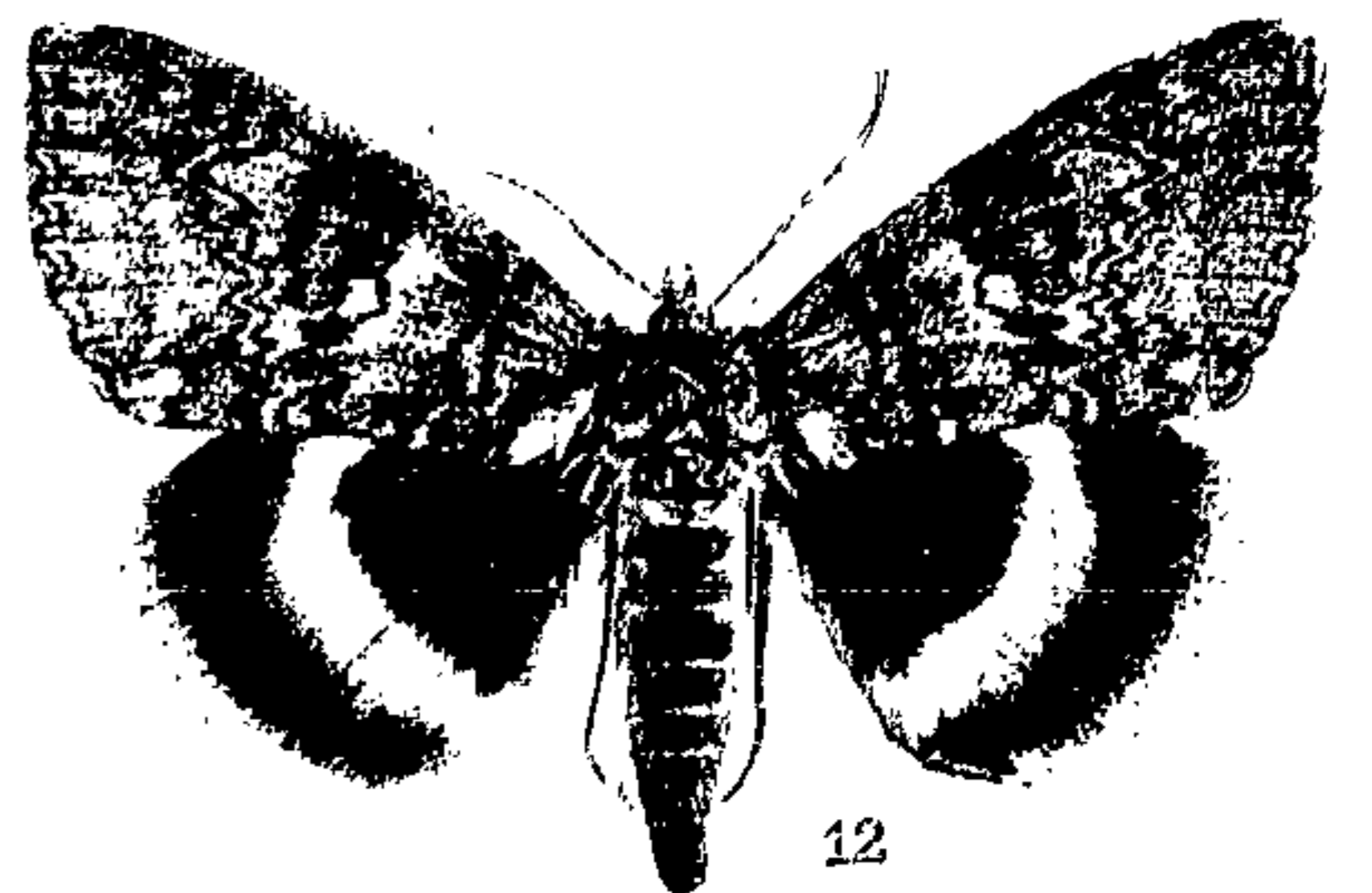
Als man mit reicher Beute heimgekehrt, so harret eine neue Aufgabe des Sammlers. Die Falter sind steif geworden; es gilt, sie zum Zwecke des Präparierens für die Sammlung wieder zu erweichen. Vorsichtig werden sie mit der Pinzette um den Leib gefaßt und auf angefeuchteten Sand in einen Zeller gelegt. Am anderen Morgen wird man die Falter wieder weich finden und zum Aufspannen schreiten können. Die hierzu erforderliche Vorrichtung, das Spannbrett, besteht aus zwei Brettchen, die durch auf der Unterseite angenagelte oder angeleimte Querleisten so miteinander verbunden sind, daß die Brettchen eine Spalte von mehreren Millimetern Breite freilassen. Zudem man die Falter mit der Pinzette so in diese Spalte legt, daß der Leib von ihr aufgenommen (und am besten von einer unterlegten Torsplatte gestützt) wird, breiten sich die Flügel auf dem Spannbrett aus. Mit Hilfe einer Nadel bringt man sie in die normale Lage, wobei die Vorderflügel ein wenig die hinteren Flügel bedecken sollen. Um das Durchlöchern der Flügel zu vermeiden, befestigt man sie mittelst schmaler Papierstreifen, die man über die Flügel legt und an beiden

Enden mit Nadeln auf das Brett spielt. Das Trocknen muß recht rasch vorgenommen werden, am besten im Sonnenschein. Nur vollkommen getrocknete Tiere halten lange Zeit in der Sammlung aus.

Nimmt man es ernst mit der Sammlung, so wird man sich beizeiten über die Größe der Kästen klar werden müssen, die sehr gut schließen müssen, während ihre Einrichtung im übrigen mehr eine Frage des Geschmacks und des Kostenpunktes ist. Manche Sammler wollen nur Seltenheiten erjagen, andere nur besonders schöne und große Falter gelten lassen. Diese werden mit einem oder wenigen Kästen auskommen. Wer sich seine Aufgabe weiter gesteckt hat und tiefer in die Geheimnisse der Schmetterlingswelt eindringen will, braucht bald mehr davon. Er wird die Falter nach einem bestimmten System ordnen usw.

Die Tiere der Heimat sollten bevorzugt werden. Dem berechtigten Verlangen nach dem Besitz prächtiger Falter, die unserem Norden fehlen, kann der Naturalienhändler abhelfen. Diese Schmetterlinge gewähren ästhetische Befriedigung. Aber bald wird man finden, daß die Tiere der engeren Heimat, die Falter, denen man in allen Stadien der Entwicklung nachspürt, die man in ihren Lebensgewohnheiten beobachten kann, daß sie tiefere Befriedigung und mit der Zeit größeren Reiz gewähren, als die Seltenheiten und ausländischen Schmetterlinge, die mehr eine Frage des Fortemonnaies bleiben.

Die Zahl der Schmetterlinge ist, wie schon bemerkt, sehr groß, und die Wissenschaft von diesen Tieren kann auch der freibsame Sammler fördern, wenn er über seine Beobachtungen sorgfältig Buch führt und seine Sammlung in Ordnung hält. Er kann ein Meister in seinem Fache werden. Die Schmetterlinge seines Gebiets, das vielleicht noch wenig bekannt ist, besser kennen lernen, als irgend ein anderer und durch seine Beobachtungen ein Dienst leisten. Das gilt natürlich nicht bloß für Schmetterlinge, sondern auch für die Beobachtung jeder anderen Gattung von Gegenständen der Natur. —



Deutsche Städte.

Von Hans Hartus.

Immer mehr und mehr wird das Interesse der Öffentlichkeit auf die Angelegenheiten unserer Städte hingelenkt. War Deutschland einst ein Land der Wälder, dann eines der Dörfer und der dorfsähnlichen Kleinstädte, so wird es jetzt nicht nur aus einem Ackerland ein Industrieland, sondern auch aus einem ländlichen Land ein städtisches. Ab und zu schildert ein Ausländer seine Eindrücke in Deutschland und weiß dann in erster Linie das Mühseligste von den Städten zu erzählen. Dann wieder bereichert uns, zumal im Anschluß an eine Volkszählung, die Statistik mit ihren Berechnungen der Einwohnerverhältnisse und gewöhnt uns daran, die Beziehungen des Volkes zu den Städten und den andersartigen Gemeinden, sodann zu den Kleinstädten und Mittelstädten und Großstädten zu verstehen. Immer zahlreicher werden die als Großstädte bezeichneten Gemeinden mit wenigstens 100 000 Einwohnern, und immer zahlreicher wird die Bevölkerung der eigentlichen Städte gegenüber der ländlichen Bevölkerung.

Doch noch mehr! Wir sehen fort und fort eine kunstvolle Pflege wenigstens über zahlreichen Städten walten und werden mit unserem Interesse selber dahinein gerissen. Die kommunalpolitisch, also hauptsächlich das politische Leben der Städte, wird immer mehr als ein würdiges Gebiet politischer Betätigung empfohlen. Die erste Städteausstellung zu Dresden 1903 hat das übrige getan, um weiteren Kreisen den Blick für kommunalpolitisch zu schärfen. Und vergleicht man, was während der letzten Jahrzehnte im Bauen und Verwalten der Städte geleistet worden ist, mit den gleichen Leistungen vergangener Zeiten, so schlägt vielleicht die letzte Generation eine lange Reihe von früheren Generationen.

Die Stadt ist keine Nummer aus einer Herde, oder soll es wenigstens nicht sein: sollten doch schon unsere Wohnungen und unsere Häuser keine ganz gleichmäßigen Exemplare eines Typus sein! Die richtige Stadt ist ein richtiges Individuum, das entsteht, sich entwickelt, seine Blütezeit findet, dann vielleicht in einer unabsehbar langen Nachblüte dahinglebt und schließlich, wenn nicht eines gewaltigen Todes stirbt, so doch hinter glücklichere, jüngere Wesen zurücktritt. Ist aber eine Stadt ein Individuum, dann verlangt sie auch, als jedes's verstanden und behandelt, ja selbst erzogen zu werden.

Nun wird es kaum ein Land geben, für dessen Städte das Gesagte in so hohem Maße gilt, wie Deutschland. Vor allem sind wir im Reiche nicht so, wie es z. B. in Oesterreich, Frankreich und England ist oder wenigstens war, an eine Zentralstadt gebannt, welche die „Provinz“ zu einem zweiten oder dritten Range herabdrückt. Der Wiener, Pariser und Londoner hat oder hatte nicht gerade viel Respekt vor jenem Kleinzug von Städten, die allerdings, an seinem Maße gemessen, von nahezu verschwindender Bedeutung sind und wenigstens in seinen Augen nicht über eine gewisse Lächerlichkeit hinauskommen. Die Vorteile und noch größeren Nachteile einer solchen Zentralisierung sind unserem Heimatlande seit jeher erspart geblieben. Können wir doch aus den vergangenen Jahrhunderten kaum eine einzige Stadt nennen, die für Deutschland zweifellos die erste gewesen wäre!

Kaum gibt es ein zweites Land in der Welt, das so reich ist an blühenden und wichtigen Nebenzentren, auf deren materielles und geistiges Leben man wahrlich nicht wenig bauen kann. Was da „draußen“ in jenen Städten, denen gegenüber unsere geographischen Kenntnisse vielleicht mehr versagen, als die des Fran-

zosen gegenüber seinem Gesamtland, an Industrie einerseits und andererseits namentlich ein Theaterspiel, selbst gutem, geleistet wird, das erwartet schwerlich, wer aus dem Ausland oder selbst aus Berlin kommt und nun die kann jemals zu erschöpfende Mannigfaltigkeit des Individuellen merkt, das diese Städte besitzen! Die einen groß und reich, wenn auch nur von provinzieller Bedeutung oder wenigstens nur für eine solche anerkannt, wie z. B. Breslau. Dann wieder Städte von einer fast dürftigen Kleinheit und Einförmigkeit, aber in der ganzen Welt hochberühmt, wie Weimar oder Heidelberg.

Wären wir um einiges in die Vergangenheit zurück, so würde eine Betrachtung wie die unserer vorwiegend von dem Werte der Städte für den Landbau einerseits und für die Kirche, die Schule, die Literatur und die Wissenschaft andererseits zu berichten haben. Das, worin sich unser heutiger Bericht von einem solchen Vergangenheitsbericht am schärfsten unterscheiden würde, ist wohl die vehement fortschreitende Industrialisierung unserer Städte. Wenige von ihnen, welche nicht an ihrer Formung ablesen lassen, wie sich die Fabriken über die alten, der Geistespflege gewidmeten Gebäude, die Schornsteine über die Türme hinaus recken. Natürlich gilt dies von manchen Städten mehr als von anderen; und ebenso natürlich entstehen neben alten, in solcher Weise veränderten Städten ganz oder halb neue, die von vornherein diesen Charakter tragen.

Zwar ist die Industrialisierung der deutschen Städte kaum einem Teile des Gesamtlandes ferngeblieben. Trotzdem gilt sie für manche Striche in ausgezeichneter Weise, hauptsächlich bedingt durch die Bodenverhältnisse und nicht zuletzt durch die Tradition des Volkslebens. So hat sich im rheinischen Kohlengebiete die weltberühmte Eisenindustrie, im sächsischen Vorlande der Randgebirge die Textilindustrie eine gewaltige Städtegruppe geschaffen. Je höher sich nun die Industrie entwickelt, desto mehr spezialisiert sie sich auch. Am weitesten scheint dieser Prozeß, und zwar gerade für das Städtewesen, in England vorgeschritten zu sein. Deutschland jetzt in dieser Richtung nach. Allein wir dürfen kaum fürchten, daß so die deutschen Städte schließlich über das ganze Land hin den Charakter von Spezialindustrien annehmen werden. Dazu ist Deutschland, und zwar auch das sozusagen provinzielle Land, allzu reich an Mannigfaltigkeit der Interessen und an Verpflichtungen nach so und so vielen Seiten. Man kann sogar bemerken, daß ein guter deutscher Zug auch gegen die vollständige Industrialisierung der Städte ankämpft. Aus Chemnitz, dem an Maschinen und Webereien reichen „deutschen Manchester“, aus Krefeld, dem seidenreichen „deutschen Lyon“, und noch aus mancher anderen ähnlichen Stadt hören wir von der Errichtung eines Museums, das nicht etwa bloß die charakteristischen Ortszeugnisse sammeln, sondern auch einer übergeordneten Bildung dienen soll.

So ist es gerade ein Verdienst unserer Städte, daß sie zwischen Spezialisierung und Vielseitigkeit die richtige Mitte zu finden suchen. Dazu kommt nun, daß ja die deutschen Städte nicht nur in der Industrie, sondern auch in ungezählten anderen Richtungen menschlicher Tätigkeit ihr eigenartiges Schaffen besitzen. Aus wie vielen Gründen reist nicht ein Fremder nach Deutschland! Der eine sucht die Städte der Geistespflege, der andere die der Hygiene, der dritte die des Handels und Wandels; und jeder von diesen Suchenden kann wieder für die verschiedensten Nuancen von Bedürfnissen das Mannigfaltigste finden.

Wir müßten eine unständliche Naturgeschichte der Städte beginnen, müßten sie je nach verschiedenen Gesichtspunkten in Gattungen und Arten einteilen, um nur ja für

den deutschen Städtereichtum, zumal auch über das Reich hinaus, alles zu haben, was sein Verständnis verlangt. Wir könnten durch die politische Geschichte wandeln und zeigen, wie sich die Städte unter den weltlichen und unter den geistlichen Fürsten gestalten; für unsere Heimat jenes am markantesten in Mitteldeutschland, dieses vorwiegend in Süddeutschland. Dann würden wir weiter die Festungs- und Militärstadt verfolgen, wie ihre Bedeutung immer mehr von anderen Größen gedrückt wird, bis die Mauern fallen und auf den „Maris“ ein ganz eigentümlicher Bestandteil der Stadtläche entsteht, durch viele Exemplare von Wien im Südosten bis Köln im Nordwesten vertreten.

Haben wir so die zwei „ersten Stände“ durch Deutschlands Städte hindurch verfolgt, so begreifen wir weiterhin den „dritten Stand“, den des Bürgers, samt dem Uebergange von jenen Ständen zu ihm durch die Beamtenstadt und ebenso durch die Beamtenstadt hindurch, wie wir sie beispielsweise an Potsdam neben dem andersartigen Berlin oder in Oldenburg neben der im Vinolennu spezialisierten Industriestadt Delmenhorst kennen. Den Bürger und die Bürgerstadt verfolgen wir weiterhin nach der geistigen und nach der materiellen Seite. Von den Universitäts- und hiermit gelehrten Städten, die in zahlreichen Fällen geradezu von der Wissenschaft leben, brauchen wir wohl nicht erst zu sprechen. Leicht aber vergessen wir eine ganze Fülle von ähnlichen städtischen Gebilden. Wir haben beispielsweise nicht nur an den Universitätsstädten, sondern auch an anderen geradezu Bibliotheksstädte: Wolfenbüttel nicht nur, auch Bamberg und Donaueschingen und noch manche andere Kleinstadt.

Nun aber die Glanzstätten deutscher Poesie und Bildkunst! Als Kunststädte und speziell als Künstlerstädte kennt wohl jeder Kunstfreund sein München und sein Düsseldorf. Aber damit ist es noch lange nicht zu Ende. Fragen wir nach „Galeriestädten“, um deren willen ja ein großer Teil aller Reisepfer gebracht werden, so stehen sofort die drei darin wohl am reichsten deutschen Städte vor unserem Blick: ein Wien, ein München, ein Dresden. Daran schließen sich nicht nur Berlin, sondern auch manche von jenen weniger weltberühmten und doch so reichen Städten an, die das Gesamtland vor Aufsaugung bewahren. Was da ein Stäffel, ein Braunschweig und diese oder jene andere Stadt für sich allein besitzt, kann den Reiz mancher Großen erwecken. Und schließlich sind zu stummstädten auch solche geworden, die den Künstlern spezielle Schaffensgelegenheit bieten. Aus neuester Zeit ist ja Darmstadt bekannt genug geworden. Daneben aber sei nicht vergessen, was ein oder die andere landschaftlich schöne Stadt den Meistern der Landschaft geboten hat.

Unsere naturgeschichtlichen Forscherfahrten würden uns nun weiterführen zu all den materiellen Motiven, die einer Erwerbsstadt ihren Charakter geben können. Wir lernen die Handelsstädte, die begreiflicherweise zugleich auch Finanzstädte sind, kennen und finden sie auf dem deutschen Gebiete vorwiegend nach außen zu gelegen: Wien, Frankfurt a. Main, Hamburg. Wir verfolgen jetzt, abgesehen von der Industrie, das eigentliche Gewerbe und werden dabei ganz besonders stark nach dem Südwesten gezogen, wo neben dem Zentralpunkt für Gewerbe, d. i. der Stadt Stuttgart, die schwäbischen und alemannischen Waldgegenden viel Gelegenheit zu Feinmechanik und dergl. geben; oder wir wandern nordöstlich und erinnern uns der Spielwaren und ähnlicher Dinge in Nürnberg, im Thüringer Wald, im Erzgebirge. Wir verfolgen die Badestädte, an denen ja die deutschen Länder wohl reicher sind, als irgend ein anderes Gebiet, reich an weltberühmten Orten nicht nur, sondern auch an zahlreichen weniger bekannten Städtchen der Gesundheitsruhe. - -

Geschichte eines Patenlöffels.

Von Gottfried Kinkel.

(Fortsetzung)

Über leider werden dergleichen zarte und patriotische Gefühle von der rohen Masse des „Pöbels“ nicht nach Würden anerkannt und geschätzt. Der „Pöbel“ hat die unverfälschte und manchmal höchst unbequeme Eigenschaft, daß er gerade so gut essen will, wie die gebildeten Leute. Außer dieser dummen Einrichtung der Natur entstanden die Ereignisse des Jahres achtundvierzig, welche der eleganteste Salonschriftsteller unserer Zeit, der Bar Nikolai in St. Petersburg, in seinem letzten Akt so höchst fein als „Störungen der öffentlichen Ruhe“ bezeichnet hat. Das Volk in Paris nämlich wollte einmal zu essen haben, und zwar kein Bettelbrot, sondern es hatte zufällig seinen Kopf darauf gesetzt, bei einem Reformbankett sich zu sättigen. Dieses alberne Reformbankett, das allein an der Konjunktion Europas schuld geworden ist! Sie wurde groß, diese Konjunktion, und nirgendwo größer als in Deutschland. Handel und Wandel waren bis dahin als Schnecken gekrochen — aber gekrochen waren sie noch immer; jetzt zogen sie sich gänzlich in ihre Schneckenhäuser zurück und ließen sich von den Kindern, welche mit diesen Schnecken antlich zu schaffen hatten, durch kein noch so lautes oder sanftes: „Schneck, Schneck, komm heraus, es sitzt ein Dieb in deinem Haus“ bewegen, ihre Fühlhörner wieder herauszutrecken. Alle Geldsäcke bekamen Maulwurfsgrübe und wühlten sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit bis in den Mittelpunkt der Erde hinein. Ueber dem ungeheuren Schiffbruch der Kapitalien und Fabriketablissemens flatterte nur noch schwach die hanfpapierne Fahne der Treuerscheine, Stassenamweisungen, Banknoten und Eisenbahnaktien; aber auch diese drohte vor dem nächsten Revolutionsorkan in Stücke zu gehen und ihre Fäden, vergilbten Herbstblättern gleich, auf die unerlöste Flut der Vankerrotte hinzusteuern.

Und was war nun das Schrecklichste bei diesem ganzen Schauspiel? Man sagt, daß, wenn die Schatten der Gemordeten einen Tyrannen umschweben, ihm zuerst das Haar zu Berge steigt und der blutige Schweiß aus allen Poren tritt. Dann durchschüttert ihn der Frost des Fiebers, und seine eben siedende Stirn wird weichenkalt. Zuletzt aber — nahe und näher schleichen die Schatten, schon reckt sich die essenbeimerne Hand eines hingeschlachteten Weibes nach der Kehle ihres Mörders, da bricht aus den Krämpfen seiner Seele und seines gemarterten Leibes ein lautes, helles, nervendurchschütterndes Lachen hervor — und dies Lachen ist das Gräßlichste, was es auf Erden gibt. In dieser gefolterten Lage befanden sich Anno achtundvierzig alle Männer, deren Namen auf deutschen Börsen mit Ehrfurcht genannt waren. Sie sahen ihre Geschäfte wanken, sinken, untergehen — und sie mußten lächeln dabei und heitere Gesichter machen, denn man nannte diesen gräßlichen Zustand die errungene Freiheit des Vaterlandes, und es folgten Tag für Tag Jubelfeste, welche schmählich die freiwilligen Beiträge in Anspruch nahmen.

Aber wäre es mit diesen Jubelfreiwilligkeiten schon zu Ende gewesen! Es kamen nunmehr die wirklichen Bedürfnisse. Wenn die Männer, die bisher mit ihrem Gelde so gut Haus gehalten, in Verlegenheit kamen, wieviel mehr mußte dann der preussische Staat in Verlegenheit kommen, welcher ja noch viel besser hausgehalten hatte als sie!

Ja, die Not war groß Anno achtzehnhundertachtundvierzig, und die „Kühnen Griffe“ der Minister gingen meist in leere Geldbeutel. Der Staat hatte für Gesandtschaftsprediger und hypernumeräre Versorgungsprofessoren, für pensionierte Minister und viel andere not-

wendige Posten so große Summen gebraucht, daß er in Mubrit und Kley ein Auge zudrücken und seine christliche Mildtätigkeit ordentlich verleugnen mußte. Am Ende aber gingen ihm gar selber die Betriebskosten aus.

Schon vor sechs Jahren haben die deutschen Boeten auf die deutsche Flotte hingewiesen und aus Leibeskräften den Kolischrei um eine solche ins Land gehen lassen. Aber die deutschen Boeten sind bekanntlich Phantasten, und das müßte ein schlechter Staatsmann sein, der auf das Geschrei dieser Phantasten irgend einen Wert legte. Hätten wir einmal Schiffe nötig, so könnten wir ja bei unserem Nachbarn, dem Dänen, sie jeden Augenblick aus nachbarlicher Liebe geliehen bekommen, wie wir ja auch einen dänischen Seeoffizier frischweg zum Lehrermeister unserer Seeladetten ernannten für die „Amazone“. — Apropos, daß ich noch selbst unterbreche: wo steckt denn eigentlich dieses erste deutsche Kriegsschiff? Macht es etwa wieder eine Übungsfahrt gerade in den Gewässern, in welchen die dänische „Galathea“ oder die „Gefjon“ oder „Sarsruen“ eben jetzt ihre schlante Taille nicht baden? Wo ist der Theseus, der diese „Amazone“ uns nach Athen zurückführt?

Ich fahre fort. Plötzlich bekamen die dummen Boeten doch Recht. So lange hatte man sich gegen die Flotte gewehrt, denn gegen Varrikaden ist ein Linienregiment besser als ein Linien Schiff. Da machte unser lieber Nachbar, der Däne, uns auf einmal mit seinem offenen Briefe den schlechten Spas; vor, seine Flotte nicht für, sondern gegen uns auszurüsten. Deutschland spottete des kleinen Feindes einen Monat lang und fand dann gegen ihn die Miesenaustreibung nötig, seinen verfaulten Kielen eine ganz neue Flotte von jungen und ganz gesunden Najaden entgegenzustellen.

Die deutschen Fürsten, wie gesagt, waren viel zu gute Hansväter gewesen, um während des Friedens ein so kostspieliges Amenblement anzuschaffen. Noch viel weniger konnte man ihnen natürlich jetzt das zumuten. Denn erstlich hatten sie ihre Soldaten in diesem Augenblick mehr als je nötig, und nachdem man einmal das Beispiel Louis Philipps und des gegen ihn so undankbaren Frankreichs vor Augen hatte, konnte man es keinem von ihnen übel nehmen, wenn er auch ein wenig an seine alten Tage dachte. Da nun das deutsche Volk in allen seinen Steuerpflichtungen sich immer sehr zahlungsfähig gezeigt hatte, so lag es wohl sehr nahe, auch diese Umlage auf seine kräftigen Schultern zu repartieren. Es sollte also unter anderem sowohl ein neues Betriebskapital statt des mildtätig verpensionierten beschaffen, als auch eine Flotte aus seinem Säckel bezahlen.

Aber Michel hatte kein Geld, wenigstens kein bares Geld. Vergebens, daß jetzt, da die Sache königlicher Wunsch und Wille war, die allerrechtaläubigsten Dichter, Geibel, Professoren, Privatdozenten und Frauenzimmer, zu Beiträgen für die Flotte aufforderten. Vergebens, daß die Beamten und die Parlamente dem Michel zuredeten, wie die Offiziere dieser Tage dem armen Teufel von Rekruten bei Gillesheim zugeredet haben: er möge es nur probieren, denn es sei doch nur Verstellung von ihm; es werde gewiß gehen, wenn er es nur wolle. Vergebens, wie gesagt: es war die Wahrheit, der Rekrut starb an der Lungenentzündung, und der Michel war nicht imstande, zu bezahlen.

Da trat in diesen schrecklichen Riß des Sollens und Könnens ein großer Vermittler herein: das war der große Vaterlandsretter, der Professor der Anatomie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Herr Weber, Hochwohlgeboren und Ritter eines Ordens.

II.

(Erzählt im Jahre 1870.)

Ich weiß nicht, ob meine Leser den Herrn Professor Weber kennen. Gleich so vielen großen Patrioten, die seit den Märztagen aufgetreten sind, ruht er jetzt auf seinen Lorbeeren und schweigt, oder er streut wenigstens, um Ehre und Dank unbekümmert, ohne Namensunterschrift seine vaterländisch-frommen Wünsche ins „Donner Wochenblatt“. Er hat in seinem Leben einen großen Augenblick gehabt — es war der Augenblick, als er zu Wrißl dem Könige die Adresse seiner Frau übergab, in welcher außerdem hundertlei verheiratete und etliche unverheiratete Frauenzimmer beteuerten, daß ihre Söhne für die Monarchie sterben würden. Seitdem werden die Männer der Donner Zukunft im Todeskampfe nicht mehr von den Dingen und von großen Gefühlen, sondern von den Adressversprechungen ihrer Mütter beherrscht. Auch ein Geist wie Herr Weber konnte nach dieser Minute keine größere mehr erleben, und bevor er zu den Majestäten trat, sprach er des großen Faust Worte:

Am Vorgefühle von solchem hohen Glanz
Genieß ich jetzt den schönsten Augenblick.

Die Uebergabe dieser Adresse war der Höhepunkt seines Lebens — von da ab trat er ins stille Stillatium seines Familienlebens zurück.

Herr Weber ist kein Reaktionsär, betreibt nicht. Er hat die Polizei heraufgefördert, alle Vereine, die nicht royalistisch sind, aufzuheben, aber ein Reaktionsär ist er nicht. Er hat verlangt, daß die Blätter erdrückt würden, die nicht auf kühn Wetter zeigten: aber ist man denn ein Reaktionsär, wenn man gegen Pressefreiheit geißelt. Er hat sich in einen Strauß mit den Chies der Demokratie eingelassen, und so mächtig war seine katilinische und verrinische Veredamtheit, daß diesem Cicero keiner seiner Gegner bis heute ein Wörtlein geantwortet hat. Ist man darum ein Reaktionsär, weil man sich mit den Republikanern herumzankt? Er hat einem dieser Gegner mit einer ganz vernichtenden Ironie vorgeführt, daß dieser Gegner sich nicht mehr mit dem Titel Professor unterschreibt, in welchem Herr Weber so mühevoll seinen Prorektortitel umgewandelt hat. Er hat es diesem Gegner in unwiderstehlich witziger Art zu fühlen gegeben, daß derselbe sich am liebsten Bürger nennen hört; er hat sogar das Wort Bürger in Gänsefüßen eingeschlossen, und selbst darauf hat der Gegner nicht antworten können, denn er mußte zähneknirschend zugestehen, daß ihm nur der Bürger, aber dem Herrn Weber die Gänsefüße zugehörten!

Also Herr Weber ist kein Reaktionsär, aber er ist ein guter Konstitutioneller. Er gehört zum konstitutionellen Verein in Bonn, der die Entscheidung über den preussischen Konflikt erbeten hat. Seine Stiefel müssen konstitutionell sein, er läßt sie nur von einem Mitgliede jener Gesellschaft anfertigen, die Handwerker die Langeweile einiger Abendstunden mit Bestellung eines Stückes Arbeit bezahlt, und dieses Mitglied muß ihm dann noch außerdem einen Revers darüber ausstellen, daß das Leder zu diesen Stiefeln ein Ochse hergegeben hat, der selbst in einen Heulerverein eingeschrieben war. Herr Weber hängt schwärmerisch an konstitutionellen Ziegen; denn er bestellt ein Geizenstälchen ab, das bereits einem demokratischen Zimmerer aufgetragen ist. Sogar im Amte ist Herr Weber von entschiedenster Gesinnung: wenn er seinen Studenten in der Anatomie das Menschenfleisch vorschneidet, gibt er immer den Kadavern den Vorzug, welche die beste Konstitution gehabt haben. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Untere Schmetterlingsbilder stellen folgende Arten dar: 1. Apollonfalter, 2. Morgenröte, 3. Totenkopf, 4. Pappelfalter, 5. Sohn der Jaso, 6. Paradiesfalter, 7. Atlasspinner, 8. Seidenspinner, 9. Nonne, 10. Wiener Schwärmer, 11. Kleine Katrone, 12. Maues Lebensband, 13. Birnenspinner.

Mechanische Zweckmäßigkeiten im Bau der Roste unterer Nadelhölzer. Wenn man Roste von Nadelhölzern quer durchschneidet, kann man in den meisten Fällen eine mehrfache Verschiedenheit in den Eigenschaften des Holzes konstatieren. Das Holz der unteren Seite des Astes erscheint mehr oder weniger rot gefärbt, als das der Oberseite. Außerdem läßt sich die als Rothholz bezeichnete Unterseite des Astes schwerer schneiden, als das sogenannte Weißholz der Oberseite, ja es ist kaum möglich, in dasselbe einen Nagel zu treiben. Ferner hat man gefunden, daß die Festigkeit des Weißholzes, dem Zerreißen Widerstand entgegen zu setzen, doppelt so groß ist, wie die des Rothholzes; letzteres hingegen ist druckfester.

Daß nun die Unterseite der Nadelholzäste immer von Rothholz, die Oberseite dagegen immer von Weißholz gebildet wird, führt man auf Zweckmäßigkeitsgründe zurück, indem man die Roste mit mechanischen Konstruktionen, z. B. mit wagerechten Trägern vergleicht, die ja alle so gebaut sind, daß die Unterseite druckfest, die Oberseite aber zugfest konstruiert ist. Ein Ast wird nämlich dadurch, daß das zugfeste Weißholz sich aber auf seiner Oberseite befindet, von Wind und Sturm weniger umgebogen werden können, als wenn die Verteilung eine umgekehrte wäre.

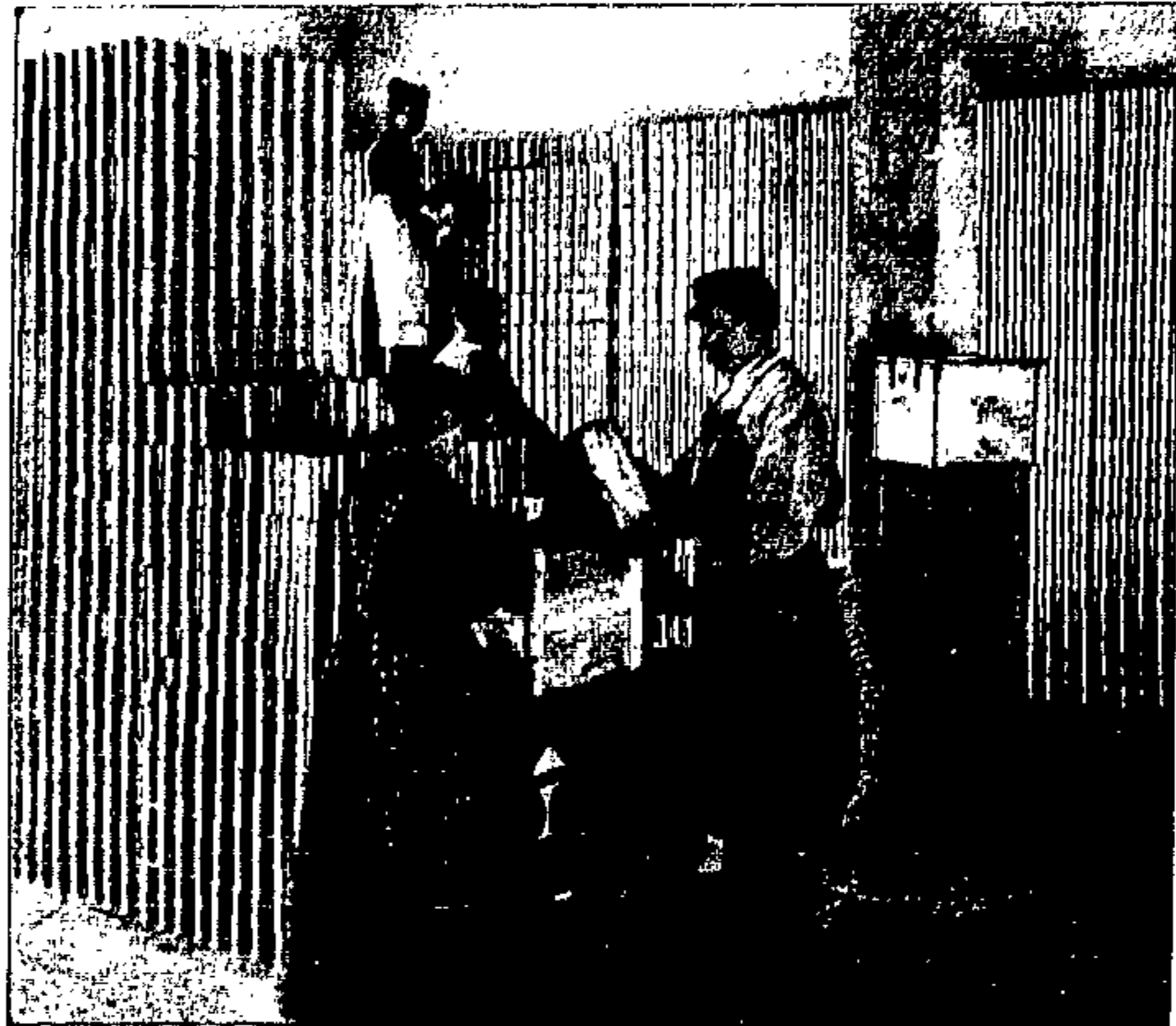
Obstkonserven. Trotz der Jahr um Jahr wachsenden Ausdehnung des Obstbaues ist Deutschland nicht imstande, den Bedarf an Obst selbst zu decken und alljährlich werden ungeheure Obstmengen aus dem Auslande eingeführt. Merkwürdigerweise klagen aber trotzdem die deutschen Obstzüchter über schlechte Geschäfte. In der Tat bleibt in obstreichen Jahren manches deutsches Obst unverkauft, während ausländisches ungemein guten Absatz findet. Die Ursache liegt darin: Das Ausland bringt wenig Obstsorten in großen Mengen auf den Markt, so daß die zum Verkauf gelangenden Früchte der einzelnen Sendungen stets ein gleichmäßiges Aussehen tragen.

Der deutsche Obstzüchter hingegen liebt es, viele Sorten anzubauen und wenn er seine Ware auf den Markt bringt, so enthält selten eine Sendung gleichmäßige Früchte einer Sorte. Für gewöhnlich sind mehrere Sorten durcheinander geworfen; handelt es sich aber tatsächlich nur um eine Sorte, so sind sicher kleine und große, gute und minder gute Früchte zusammengebracht. Deshalb verkauft sich das deutsche Obst schlechter; nicht nur, daß es schlechter aussieht, sondern es ist für die Aufbewahrung auch umständlicher zu behandeln.

Unter diesem Nebelstand im deutschen Obstbau hat aber auch eine Industrie sehr zu leiden, die bei uns immer noch im Werden begriffen ist, im Auslande aber schon längst zu großer Bedeutung gelangte, die Obstkonservenfabrikation. Für die Herstellung guter Obstkonserven im Großbetriebe ist das Vorhandensein großer Mengen gleichmäßiger und gleich großer Früchte einzelner geeigneter Sorten Grundbedingung. Diese Grundbedingung bietet der deutsche Obstbau aber nur in verschwindendem Maße und wenn auch mancherorts schon die Obstproduzenten und die Konservenfabrikanten den Ver-

such eines Hand-in-Hand-Arbeitens machen, so bleibt doch noch vieles zu wünschen übrig. Die Schuld liegt hier bei den Obstzüchtlern, denen zumeist das Verständnis für rationelle Obstverwertung abgeht. Wo man aber die Bedürfnisse der Konservenindustrie verstanden hat, da sind die Plantagen noch nicht so weit, um volle Erträge liefern zu können.

Wenn erst im Inlande genügend Obst für Konservenwerke zu haben sein wird, dann muß diese Industrie einen gewaltigen Aufschwung erleben,



Blick in ein Konservierenlager.

denn schon heute genießen deutsche Obstkonserven im Auslande einen guten Ruf. Es bleibt nur bedauerlich, daß bei vielen deutschen Konserven lediglich die Fabrikation deutsch ist, während das Rohprodukt selbst aus dem Auslande stammt. Wie heute die Verhältnisse im deutschen Obstbau liegen, so ist die deutsche Obstkonservenindustrie zum großen Teil auf die Verwendung ausländischen Obstes angewiesen. Der ausländischen Konservenindustrie, die gutes, brauchbares Obst an Ort und Stelle haben kann,

kann für kommende „magere“ Jahre gesorgt werden, für Schiffs- und Expeditionsausrüstungen sind die Konserven um so wertvoller, je länger die Reisen dauern sollen. Das Wesen der Konservierung beruht in der Zerstörung jener Organe, die als die Urheber der Fäulnis und Fäulnis anregend wirken. Diese Organe, mikroskopisch kleine Pilzkeime, haften den Früchten an, sie müssen abgelöst werden; ferner ist Sorge zu tragen, daß weiter keine Fäulniserreger der Weg zu den Früchten verschlossen bleibt.

Ereicht wird der Zweck zumeist immer noch auf dem Wege des sogenannten Appert'schen Verfahrens (genannt nach dem französischen Koch Appert, der das Verfahren zwar in mancher Beziehung modifiziert, die Grundidee ist aber dieselbe geblieben, und diese besteht darin, daß die zu konservierenden Früchte — nicht nur Obst, auch Gemüse kommt hierbei in Betracht — in luftdichten Gefäßen so lange erhitzt werden, bis die Fäulniserreger sicher abgetötet sind. Bei einem anderen Verfahren werden die Pilzen an den Früchten zunächst abgelöst und die Früchte kommen dann in eine Zuckerslösung von einer solchen Konzentration, in welcher Fäulniserreger sich leicht zu entwickeln vermögen.

Das Kochen der Früchte erfordert eine ganz besondere Aufmerksamkeit, denn die Dauer, während welcher die Früchte im kochendem Zustande unzerfallen bleiben, ist bei den verschiedenen Früchten sehr unterschiedlich, sie ist auch abhängig von der Größe und Beschaffenheit des Gefäßes. Während kleine Mengen schon nach wenigen Minuten genug gekocht haben, brauchen dieselben Früchte in einer Blechbüchse von 1 Liter Inhalt längere Zeit, und es müssen noch länger kochen, wenn sie in ein gleich großes Steingefäß gefüllt werden. Im allgemeinen wird gerechnet: Heidel- und Preiselbeeren 10 Minuten; Brombeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren 15 Minuten; Pflaumen, Kirschen, Quitten 20 Minuten; Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Zwetschgen 20-25 Minuten; diese Angaben mögen für das Konservieren im Haushalt Beachtung finden. Die vorher gut gereinigten Früchte werden in die Konservierungsgefäße getan und dann in entsprechend eingerichteten Kesseln, im Klein- bzw. Hausbetrieb im Kochlöpfen, entsprechend lange gekocht. Der Verschluss dieser Gefäße, sofern sie aus Glas oder Stein besteht, ist recht verschieden. Meistens werden brauchbare Glasgefäße für den Hausbetrieb nach dem Namen „Jodel“ im Handel zu finden. Diese sind ausmacheglas gezeichnet. Die Glasgefäße können ebenfalls wieder benutzt werden, doch empfiehlt es sich, die zur Dichtung verwendeten Gummischeiben nach wenigen Jahren durch neue zu ersetzen, da selbst die beste Gummi bald rissig wird und dann der Fäulniskeime Zutritt zu den Konserven haben würden. Die namentlich in der amerikanischen Obstkonservenfabrikation vielfach üblichen Blechdosen werden verlötet, und zwar vor dem Kochen. Solche Dosen können natürlich nur einmal verwendet werden. Gut bereite Konserven sind viele Jahre lang haltbar. In manchen Jahren ist aber das „Anschlagen“ der Konserven recht häufig, die Früchte zerfallen und werden ungenießbar. Es ist dies ein Zeichen, daß die Konservenfabrikation noch nicht „auf der Höhe“ ist. h. h.



Die Früchte werden in Gläser gefüllt.

muß es darum ein leichtes sein, der deutschen Industrie Konkurrenz zu bieten. Sobald das Inland genügend Konservenobst selbst produziert, muß auch der Konsum dieses Artikels wegen der dann eintretenden Verbilligung an Umfang gewinnen; dies ist außerordentlich wünschenswert, denn alle Obstprodukte sind berufen, ein unschätzbares Volksnahrungsmittel abzugeben.

Der Zweck der Konservenfabrikation ist der: das sonst verhältnismäßig schnell verfallende Obst auf Jahre hindurch in unverändertem Zustande und somit genutzfähig zu erhalten. Die Bedeutung dieser Fabrikation liegt auf der Hand: Die Früchte sind zu jeder Zeit zu haben, in „fetten“ Jahren

beste Gummi bald rissig wird und dann der Fäulniskeime Zutritt zu den Konserven haben würden. Die namentlich in der amerikanischen Obstkonservenfabrikation vielfach üblichen Blechdosen werden verlötet, und zwar vor dem Kochen. Solche Dosen können natürlich nur einmal verwendet werden. Gut bereite Konserven sind viele Jahre lang haltbar. In manchen Jahren ist aber das „Anschlagen“ der Konserven recht häufig, die Früchte zerfallen und werden ungenießbar. Es ist dies ein Zeichen, daß die Konservenfabrikation noch nicht „auf der Höhe“ ist. h. h.

Nachdruck des Inhalts verboten!